

Rede des Gymnasialdirektors R. Haage,

gehalten am 22. März 1895.

Unter den vielen denkwürdigen Tagen des Jahres 1870 war der 18. Dezember einer der bedeutungsvollsten. Denn es nahm an diesem Tage der König Wilhelm I. in Versailles aus den Händen des Vorsitzenden des norddeutschen Reichstages die Adresse entgegen, in der er gebeten wurde, durch Annahme der Kaiserwürde das Werk der deutschen Einigung zu krönen. 21 Jahre früher hatte sein Vorgänger der Kaiserdeputation des Frankfurter Parlamentes ablehnend geantwortet; jetzt erklärte sich der preußische König bereit, dem Rufe zu folgen. Aber erst einen Monat später am 18. Januar 1871 sprach Wilhelm I. feierlich die Herstellung eines deutschen Reiches und der Kaiserwürde aus. Teils hatte er auf die Zustimmung der süddeutschen Volksvertretungen gewartet, teils wollte er erst der endgültigen Bezwingung des Feindes sicher sein; dann erschien ihm aber auch der Tag, der in seinem Hause seit 170 Jahren festlich begangen wurde, besonders geeignet. Denn der 18. Januar 1701 war es gewesen, an dem sein Vorfahr Friedrich III. die kurfürstliche Würde mit der Königskrone vertauscht hatte. Aber ließ sich denn die Bedeutung jener Krönung in Königsberg mit der Ausrufung des deutschen Kaiserreiches in Versailles vergleichen?

Freilich, die Pracht jenes Krönungsfestes war so großartig, daß sie, wie es der neue König Friedrich I. gewollt hatte, alles übertraf, was man bisher im Staate der Hohenzollern gesehen hatte. Die Geschichtsschreiber jener Tage wissen nicht genug davon zu erzählen, wie viel tausend Pferde nötig waren, das Gefolge der hohen Herrschaften mit dem ganzen Troß des Hofes von Berlin nach Königsberg zu schaffen, wie prächtig in ihren blausamtnen, goldgestickten Wappenröcken und ihren schwarzsamtnen Hüten mit weißen Federn die Herolde sich ausnahmen, welche die Erhebung des Herzogtums Preußen zu einem Königreiche ausriefen. Aber alles überstrahlte der Schmuck der Schloßkirche mit den Thronen für König und Königin und den Thronhimmeln darüber. Der neue König selbst prangte in einem scharlachnen Rocke, an dem jeder aus Diamanten gebildete Knopf 3000 Dukaten gekostet hatte; und den Wert des purpurnen, von einer Diamantenagraffe zusammengehaltenen Königsmantels schätzte man auf eine Tonne Goldes. Ehe der König die Kirche betrat, hatte er im Audienzsaal selbst die Krone ergriffen und sich aufs Haupt gesetzt zum Zeichen, daß er seine königliche Würde niemandem auf Erden zu danken, sondern sie sich selbst gegeben habe. Dann setzte er seiner Gemahlin, Sophie Charlotte aus dem Hause Hannover, die Krone auf, und nun begaben sich die neuen Majestäten in die Kirche, um die Predigt über das Wort: »Wer mich ehret, den will ich wieder ehren« (1. Sam. 2, 3) zu hören und vor dem Altar die Salbung zu empfangen. Daß die Salbung durch die Geistlichen nachfolgte, sollte darauf hinweisen, daß die weltliche Macht von der geistlichen unabhängig sei. So erschien das geistliche Element, wie Ranke sagt, in der Selbständigkeit, die ihm in den protestantischen Staaten geblieben ist, nämlich der Lehre und Ermahnung. Und zwar legte der Geistliche dem Könige ans Herz, daß die Herrscher um der Unterthanen, nicht die Unterthanen um der Herrscher willen in der Welt wären. Dem Gottesdienste folgten Festlichkeiten, bei denen die Majestäten von goldenen Schüsseln aßen, und dem Volke ein ganzer mit Wildbret gefüllter und am Spieße gebratener Ochse preisgegeben wurde, und der Wein aus zwei Springbrunnen floß. Ebenso glänzend war der Einzug in Berlin, bei dem jede Provinz ihre Glückwünsche und große Geldsummen darbrachte.

Entsprach nun aber all dem Glanz die wirkliche Bedeutung und Kraft der neuen Krone? Wohl liefen eine Reihe Glückwünsche ein, nicht bloß vom Kaiser Leopold, sondern auch von Peter dem Großen, von den Königen Polens, Dänemarks, Englands und von einer Reihe kleinerer Staaten. Aber wie war deren Anerkennung erlangt? wie war es überhaupt zu der Gründung der neuen Würde gekommen? und welche Folgen konnte sie haben?

Die brandenburgischen Länder, wie sie Friedrich III. von seinem Vater, dem großen Kurfürsten, überkommen hatte und den Hausgesetzen gemäß trotz der abweichenden Bestimmungen des väterlichen Testaments einheitlich beherrschte, zeichneten sich schon durch ihre Größe vor allen anderen deutschen Ländern aus und griffen mit dem Herzogtum Preußen über die Grenzen des deutschen Reiches hinaus; ihre Bewohner waren schon gewöhnt, einem Staatswillen zu gehorchen; durch die Lage der Gebiete, [die durch ganz Norddeutschland zerstreut waren und den Rhein, die Weser, die Elbe, die Oder, die Memel berührten, war die brandenburgische Macht in freundliche oder feindliche Beziehungen zu den verschiedensten Staaten gekommen und hatte nicht bloß in den deutschen, sondern auch in den europäischen Verwickelungen eine Rolle gespielt und zwar eine bedeutendere, als manches Königreich. Nun war Friedrich III., wenn er auch keinen starken Charakter hatte, doch voll hochstrebender und genialer Gedanken und empfand lebhaft die Bedeutung seiner Länder und suchte sie nach außen würdig zu vertreten, um so eifriger, als es ihm an Kraft fehlte, im Geiste seines Vaters die Stellung auszufüllen. Die Größe seines Hauses stand ihm vor Augen, und ein wehrhaftes, aber dem Genuß und den Thätigkeiten des Friedens zugewandtes Regiment war sein Ideal. Alles um ihn her sollte fröhlich gedeihen, alles Neue und Bedeutende in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Gewerbe sollte in seinem Lande eine Stätte finden, aber auch dazu beitragen, seinen Hof mit Glanz und Pracht auszustatten. So entsprang in ihm der Wunsch, die Königskrone zu erwerben. Schon bei den widerwärtigen Verhandlungen über den Schwiebuser Kreis wurde er ausgesprochen. Dieser schlesische Kreis war von Östreich dem großen Kurfürsten gegen den Verzicht auf die Ansprüche abgetreten, die er an mehrere schlesische Fürstentümer hatte; aber Friedrich III. hatte als Kurprinz sich insgeheim durch allerlei Vorspiegelungen zu dem Versprechen verleiten lassen, den Kreis zurückzugeben, und hielt als Kurfürst, obwohl das Versprechen nicht rechtsgültig war, doch sein Wort, hoffte aber bei der Gelegenheit die Zustimmung des Kaisers zu der Annahme der Königswürde zu erlangen. Doch erreichte er nur die Versicherung, daß kein anderer Fürst in dieser Hinsicht dem Kurfürsten sollte vorgezogen werden. Die österreichischen Staatsmänner waren übrigens noch weit entfernt, dem Kurfürsten zu Willen zu sein, freuten sich jedoch sehr einen Köder zu haben, die brandenburgische Macht in ihre Netze zu locken. Den Kurfürsten bestärkte aber der Lauf der Ereignisse immer mehr in seinem Wunsche.

Schon die bitteren Erfahrungen, die er in Rangfragen machte, bewiesen immer aufs neue, wie wünschenswert die Königswürde sei. Erlebte er es doch, daß in Wien die kurfürstlichen Gesandten unbedeckten Hauptes stehen mußten, während der venezianische sich bedeckte, daß Wilhelm III., der mit seiner Hilfe König von England geworden war, bei einem Besuche des Kurfürsten im Haag seinen höheren Rang im eigenen Hause geltend machte und sich zuerst zur Tafel niedersetzte. Schlimmer aber, als diese im Grunde doch wenig bedeutenden Formen, war es freilich, daß er auch bei wichtigen Verhandlungen zurückstehen mußte. Beim Beginn des dritten Raubkrieges war Friedrich III. zuerst Ludwig dem XIV. entgegengetreten und hatte eifrig an dem großen Bunde gegen Frankreich mitgearbeitet und dazu beigetragen, daß die deutschen Fürsten beider Konfessionen einig und mit Erfolg aufgetreten waren; er hatte in eigener Person rühmliche Kriegsunternehmungen geleitet und Bonn mit wiedererobert, seine Truppen hatten den Niederrhein vor dem Schicksal der Pfalz bewahrt, nicht bloß gegen die Franzosen, sondern auch gegen die Türken in Ungarn gefochten, und der Sieg war besonders ihrer Tapferkeit zu danken — und nun, da die kriegführenden Mächte erschöpft waren und anfangen, über den Frieden zu verhandeln, führte der Kaiser allein im Namen des Reichs die Unterhandlung, und Brandenburg hatte keine selbständige Stimme dabei, sondern wie den anderen kurfürstlichen Bevollmächtigten, wurden auch den brandenburgischen Gesandten die Angelegenheiten erst vorgelegt, wenn sie so gut wie abgemacht waren. Dagegen wurden die Gesandten der Niederlande in den Geschäften, wie im Range, vorgezogen. Heftig sprach sich Friedrich III. aus: »was ihm der Kaiser versage, würden auch die königlichen Höfe ihm nicht gewähren; es sei ein Schimpf, den er im Angesichte von Europa erleide; nachdem er das Blut seiner Truppen und das Vermögen seiner Unterthanen aufgeopfert habe, wolle man ihm seine Dignität schmälern, die ihm lieber sei, als sein Leben.« Als der einzige Weg, dieser Rangstreitigkeiten, die tief in die Geschäfte eingriffen, überhoben zu werden, erschien ihm die Annahme

der königlichen Würde. Dann konnte man ihn nicht mehr wie die anderen Kurfürsten behandeln, deren Macht so weit unter der seinigen stand.

Nun kamen aber noch andere Umstände dazu. Sein eigener Schwiegervater, der Herzog Ernst August von Hannover, hatte die Erhebung zum Kurfürsten durchgesetzt und durfte in naher Zukunft darauf rechnen, daß sein Haus den englischen Königsthron bestieg; der Kurfürst von Sachsen war König von Polen geworden. Warum sollten die Hohenzollern hinter den Wettinern und den Welfen zurückstehen, da doch ihre Macht teils bedeutender, teils besser und einheitlicher geordnet war und namentlich an kriegerischer Rüstung und Schlagfertigkeit sich selbst den größten Mächten an die Seite stellen konnte? Freilich hatte die Sache auch ihre Gefahren, auf die die Räte des Kurfürsten nachdrücklich hinwiesen. Wie, wenn die anderen Könige der neuen Krone die Anerkennung und die Gleichstellung versagen würden? War es nicht besser, der mächtigste Kurfürst zu sein, als der schwächste König? Dennoch blieb Friedrich bei seinem Vorhaben und kam immer wieder auf den richtigen Gedanken zurück, das Königtum nicht auf seine Reichslande, sondern auf das vom deutschen Reiche völlig getrennte souveräne Herzogtum Preußen zu gründen, um mit der schwerfälligen Reichsverfassung unverworren zu bleiben. Deshalb wollte er auch nicht die Krone vom Kaiser sich geben lassen, sondern selbständig die neue Würde annehmen. Aber freilich der Anerkennung der anderen Mächte und besonders des Kaisers mußte er sicher sein.

Schon war die Sache ein öffentliches Geheimnis geworden, und auch die Jesuiten wollten diesen Lieblingswunsch des Kurfürsten für ihre Zwecke verwerten. So schlug denn der Pater Vota ihm vor, er möge sich doch vom Papste zum Könige ernennen lassen, darum brauche er nichts wider sein Gewissen zu thun. Aber Friedrich war zu gut protestantisch, um auf solche Versuchungen einzugehen; vielmehr beschränkte er wieder den Weg der Verhandlung mit dem kaiserlichen Hofe und suchte, auch andere befreundete Mächte für seinen Plan zu gewinnen. Allein in Wien machte man es sich immer klarer, welche Rechte die Königskrone gewähre, und wie gefährlich es wäre, einen evangelischen Fürsten des Reiches von solcher Macht noch weiter steigen zu lassen: sonst werde er zuletzt nach dem Kaisertum streben — eine Weissagung der Zukunft! Auch in England und Holland wollte man nichts von der neuen Königskrone wissen. So wäre also aus der Sache nichts geworden, wenn die europäischen Verwickelungen am Anfange des 18. Jahrhunderts nicht in wunderbarer Weise die Absichten Friedrichs III. begünstigt hätten.

Brandenburg gehörte, wie Ranke sich ausdrückt, zwei Systemen an: es zählte zu den Mächten, welche im Osten und Norden Europas eine Rolle spielten, und andererseits zu denen, welche die politische Bewegung im Westen bestimmten. Nun trat gerade um die Wende des Jahrhunderts an beiden Seiten eine ernste kriegerische Verwickelung ein: im Osten begann der nordische Krieg, der Kampf Rußlands, Polens und Dänemarks gegen die schwedische Hegemonie; im Westen sollte die Zukunft der spanischen Monarchie entschieden werden, ob sie den Bourbons zufallen und Frankreichs Übergewicht verstärken, ob sie den österreichischen Habsburgern die Stellung Karls V. zurückgeben, oder ob es zu einer Teilung kommen sollte. Auf beiden Seiten war den beteiligten Staaten an Brandenburgs Hilfe oder doch Neutralität viel gelegen, und so kam Friedrich III. in die günstige Lage, als Preis die Anerkennung der Königswürde fordern zu können. Auf die Seite Schwedens konnte um Pommerns willen der Kurfürst nicht treten, ebenso wenig auf die Seite Frankreichs — das hätte in Widerspruch mit der bisherigen Politik und den Verträgen, sowie mit den deutschen Interessen gelegen. An beiden Kriegen zugleich sich beteiligen, war auch nicht möglich. So versprach der Kurfürst den östlichen Mächten Neutralität gegen das Versprechen, der Annahme der Königswürde beizustimmen; aber dem Kaiser bot er für den spanischen Erbfolgekrieg die Hilfe seiner Truppen an. Nun gingen die Verhandlungen vorwärts und führten zum Ziele. Und als jetzt der letzte Habsburger in Spanien starb, und Ludwig XIV. das Testament desselben anerkannte und für seinen Enkel die ganze spanische Monarchie in Anspruch nahm, und als England, Holland und Östreich sich rasch zu dem großen Bunde einigten, der den Krieg gegen Frankreich durchführen wollte: da waren diese Mächte froh, für ein Zugeständnis, das ihnen nichts kostete, Brandenburgs wirksame Hilfe zu gewinnen. So konnte denn wenige Wochen nach dem Tode Karls II. von Spanien die Krönung in Königsberg in der Erwartung vor sich gehen, daß die meisten europäischen Mächte ohne weiteres den neuen König anerkennen würden.

Das neue Königtum war da — aber der Preis freilich, der gezahlt werden mußte, war nicht gering. Auf den Schlachtfeldern der verschiedenen Kriegstheater in den Niederlanden, in Baiern, in Italien fochten und bluteten die brandenburgischen Truppen im Dienste der habsburgischen Weltmacht und ernteten zwar hohen Ruhm für ihre Tapferkeit, die mehrmals die Entscheidung gab; aber unmittelbaren Gewinn brachten

alle Opfer dem Staate nicht; vielmehr wurde er dadurch gehindert, im nordischen Kriege sein Interesse wahrzunehmen und die Ansprüche auf Pommern durchzusetzen, sodaß jenes harte Urteil des Geschichtsforschers Droysen nicht ohne Berechtigung ist: »Im Westen führte Preußen Krieg ohne Politik, im Osten trieb es Politik ohne Armee!« Auch im Innern brachte die neue Würde Gefahren. Sie bestärkte den König in seinem an sich edlen Streben für Kunst und Wissenschaft, und es war gewiß hoch anzuschlagen, daß er den Gedanken der Zeit auf dem Gebiete der Kultur entgegenkam; aber er ließ sich zu Ausgaben verleiten, für welche die Mittel fehlten; und all die äußere Pracht, mit der er das Königtum umgab, brachte vollends die Staatsfinanzen in Unordnung. So schien die Grundlage zu schwach, um das stolze Gebäude zu tragen, und in Wien spottete man über den »Theaterkönig.«

Allein derselbe Friedrich der Große, der scharf über die Politik seines Großvaters und über die Annahme der Königswürde urteilt, muß doch sagen: »Was in seinem Ursprunge ein Werk der Eitelkeit war, ergab sich in der Folge als ein Meisterstück der Politik.« Der Vater Friedrichs des Großen und er selbst haben ja die Grundlagen des Baues gestärkt und erweitert und das, was fehlte, nachgeholt. Hätten sie das vermocht, wenn sie nicht Könige waren? Leibnitz hatte wohl Grund zu sagen: »Königliche Macht hat erst der, der auch König heißt.« Jedenfalls beseitigte der königliche Name nicht bloß die Rangstreitigkeiten und förderte die Stellung Preußens bei den politischen Verhandlungen, sondern hatte überhaupt eine große Bedeutung für den weiteren Ausbau des Staates und einen gewaltigen Einfluß auf die ganzen Anschauungen der Bewohner der Brandenburgischen Länder. Hatte schon der große Kurfürst es verstanden, die bis dahin ganz getrennte Bevölkerung der verschiedenen Landschaften mit dem Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem Ganzen, zu einem Staate zu erfüllen; so sahen sich nun alle Unterthanen des neuen Königs, ob sie am Rhein oder an der Elbe oder an der Oder wohnten, aus der Menge der anderen deutschen Länder herausgehoben und fühlten sich als Preußen, als Unterthanen einer kriegsbereiten Macht, die den anderen europäischen Staaten ebenbürtig war. Dieses fort und fort erstarkende Staatsbewußtsein half wesentlich den Nachfolgern Friedrichs I., ihre großen Erfolge zu gewinnen.

So hatte doch der 18. Januar 1701 eine weitgreifende Bedeutung, und es war daher gerechtfertigt, daß Wilhelm I. den 18. Januar zur Proklamation des neuen Kaiserreiches wählte. Aber wie anders erscheint dieser Vorgang, wenn man ihn mit jener Königskrönung vergleicht! Dort die Feier im eigenen Lande, in Königsberg mit langer Vorbereitung und unerhörter Pracht — hier im Feindeslande vor der belagerten und fast schon bezwungenen Hauptstadt, ohne allen besonderen Schmuck, aber bedeutungsvoll darin, daß der Schauplatz der Spiegelsaal des Schlosses zu Versailles war, von wo aus einst Ludwig XIV. seinen Heeren die Verwüstung unseres Vaterlandes aufgetragen hatte. Selbst die Aufstellung eines Thrones hatte Wilhelm I. sich verboten, nur die Errichtung eines Feldaltars angeordnet, an dem der Geistliche ein einfaches Weihegebet sprechen, aber die Person des Königs, die nur das Werkzeug in der Hand der Vorsehung gewesen sei, möglichst aus dem Spiele lassen mußte. Wohl waren eine große Zahl Fürsten und Prinzen des neuen Reiches versammelt und huldigten mit einem Hoch dem erwählten Kaiser. Aber sonst war es ein rein militärisches Fest, denn den Saal füllten Offiziere und Mannschaften aller Truppentheile des Belagerungsheeres mit ihren Fahnen und Standarten. Nur wenige Worte sprach der neue Kaiser, dann ließ er durch den Grafen Bismarck die bekannte Proklamation vorlesen, verließ unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches mit den Fürstlichkeiten den Saal, um zu den ersten kriegerischen Arbeiten zurückzukehren, und blieb der schlichte Herrscher, wie er gewesen war. Als ihm am Abend Bismarck die auf die Ereignisse des Tages bezüglichen Papiere mit der zum ersten Mal gebrauchten Aufschrift übersandte: »An des Kaisers Majestät vom Bundeskanzler«, benutzte er nach wie vor in seiner sparsamen Gewohnheit denselben Umschlag und änderte und berichtigte nur: »Von des Kaisers Majestät an den Reichskanzler«, und vollzog in dieser bezeichnenden Weise die Beförderung des Bundeskanzlers zum Reichskanzler. So einfach verlief dieser 18. Januar 1871, und wir in der Heimat wußten nicht einmal, was vor sich ging, sondern erfuhren es erst am Tage darauf. Und doch wie großartig war das, was geschah! Es war der Abschluß einer langen Entwicklung und die Frucht des gewaltigsten Kampfes der neueren Geschichte. Denn was mußte alles vorhergehen, ehe die Waffen diese Entscheidung bringen konnten? Das allmähliche Herauswachsen der österreichischen Großmacht aus Deutschland, das langsame Erstarken und Hineinwachsen Preußens in seine deutsche Stellung, die Sturmjahre der französischen Fremdherrschaft mit ihren Demütigungen und Niederlagen, die Erhebung von 1813 mit den romantischen unklaren Träumen von Kaiser und Reich, der deutsche Bund unter Östreichs drückender und jeden Fortschritt hemmender Vorherrschaft, die wirtschaftliche Einigung der nord- und

süddeutschen Staaten im preußischen Zollvereine, die Umwälzung von 1848 mit der Frankfurter Nationalversammlung und dem mißlungenen Versuch, von unten her ein bundesstaatliches demokratisches Kaisertum zu errichten, und noch wieder anderthalb Jahrzehende voll mancherlei Demütigungen und eine neue französische Hegemonie, aber dann endlich das Zeitalter Wilhelms I., dieses unvergeßlichen Herrschers, und seines großen Kanzlers!

Freilich an die Erwerbung der Kaiserkrone hatte der König nicht gedacht. Wohl war es sein Ziel, dem preußischen Staate auch in politischer Hinsicht die ihm gebührende Stellung an der Spitze Deutschlands zu verschaffen, alte Sünden zu sühnen und das deutsche Interesse nach außen zu wahren. Aber dies Ziel hatte er erreicht, als er dafür sorgte, daß in Hessen das zertretene Verfassungsrecht hergestellt wurde, als er Schleswig-Holstein befreite, als er die deutsche Frage entschied und durch die Gründung des norddeutschen Bundes und durch die Verträge mit den süddeutschen Staaten der Schirmherr Deutschlands geworden war. Wohl mochte er hoffen, daß mit der Zeit das nationale Band noch enger geknüpft würde. Aber nach der Kaiserwürde hatte er nicht gestrebt, vielmehr solche Gedanken stets zurückgewiesen, in der Besorgnis, es möchte die preußische Königsmacht darunter leiden. Nun war der Krieg mit Frankreich ausgebrochen, und als Führer des einigen Deutschlands hatte er die Siege errungen, die alle Zettelungen und Bündnisse der Gegner zu Schanden machten und vor Europa dem deutschen Namen einen solchen Glanz und ein solches Gewicht verliehen, daß keine Macht mehr den nationalen Entschlüssen dieses Volkes widerstehen mochte. Und dieses Volk forderte jetzt in Übereinstimmung mit seinen Fürsten und Regierungen die bundesstaatliche Einigung der süd- und norddeutschen Staaten und einen deutlichen und kräftigen Ausdruck dieser Einigung. Da trat aufs neue die Kaiserfrage an den König Wilhelm heran; aber auch jetzt noch wurde es ihm nicht leicht, die Kaiserkrone anzunehmen, er sprach von einer schweren Verpflichtung, die man ihm auferlege, und sah es fast als ein Opfer an, das er dem Vaterlande und dem deutschen Berufe seines Hauses brachte. Er wollte auch nicht aufhören, König von Preußen zu sein, und nur als deutscher Fürst der Schirmherr aller Rechte werden und das Schwert Deutschlands zum Schutze seiner Gaue führen. Deshalb wurde auch nicht der Titel »Kaiser von Deutschland« gewählt, weil das klang, als sollte das Kaisertum eine landesherrliche Gewalt haben; sondern in der Verfassung des neuen Reiches, wie sie in den Verträgen von Versailles zu stande kam, wurden die kaiserlichen Rechte in die schlichten Worte zusammengefaßt: »Das Präsidium des Bundes steht dem preußischen Könige zu, welcher den Namen »deutscher Kaiser« führt.« Also dort 1701 ein Kurfürst von Brandenburg, der endlich die gewünschte Rangerhöhung erhält und in den »König von Preußen« aufgeht; hier 1871 ein König, der seine Würde behält, aber gleichsam der Vorsitzende der Fürsten eines großen bundesstaatlich geeinten Volkes wird und sich erbitten läßt, als solcher einen höheren Titel zu führen.

Während aber einst das Königtum Jahrzehende lang einen schwankenden Besitz von trügerischem Glanze gebildet und erst allmählich vollen Gehalt gewonnen hatte; führte hier das Erreichte, was in den Worten »Kaiser und Reich« ausgedrückt wurde, sofort eine feste Neuordnung der Dinge auf sicherer Grundlage mit den umfassendsten Wirkungen für Deutschland und Europa herbei. Einst die Sorge, daß der neuen Königswürde die Anerkennung der anderen Mächte fehlen könnte, und die schwersten Opfer, um derselben sicher zu sein; hier gar keine Frage — was Deutschlands Fürsten und Völker nach solchen Thaten beschlossen, war der allgemeinen Anerkennung gewiß, ja sie eilte den Thatsachen voraus. Sprachen doch die größten Zeitungen des Auslandes schon auf die Kunde der Schlacht bei Sedan es aus, dieser Tag bedeute die Aufrichtung des deutschen Kaiserreiches, wie auch schon beim Ausbruch des Krieges französisch gesinnte Elsässer vorahnend gesagt hatten: »Jetzt wird das Elsaß wieder deutsch, und es kommt der deutsche Kaiser!« War doch auch, während 1848 England über die neugegründete deutsche Flotte gespottet und gedroht hatte, ihre Schiffe als außer dem Völkerrecht stehend anzusehen, jetzt die schwarzweißrote Flagge, wie von allen anderen Staaten, so auch von England mit allen Ehren begrüßt!

Selbst die Macht, die 1701 aufs Schärfste widersprochen hatte, wagte diesmal keine offene Einwendung. Innocenz XI. hatte nemlich im Verdruß darüber, daß Friedrich III. den Königstitel nicht aus seiner Hand empfangen wollte, ein Ausschreiben an alle christlichen Mächte geschickt, in dem er für sich allein das Recht in Anspruch nahm, Könige zu schaffen, das gottlose Attentat des Markgrafen von Brandenburg verdammt und alle aufforderte, diese Königswürde nicht anzuerkennen. Freilich ohne Erfolg, wenn auch der römische Staatskalender bis nach dem Tode Friedrichs des Großen keinen König von Preußen, nur einen Markgrafen von Brandenburg kannte. Pius IX. dagegen, dem doch die deutschen Siege den letzten Rest des

Kirchenstaates kosteten, da die französischen Bajonette das neue Königreich Italien nicht länger hinderten, seine Hauptstadt in Besitz zu nehmen — Pius IX. konnte nicht umhin, das deutsche Kaiserreich anzuerkennen, wenn er sich auch sofort in schwere Kämpfe mit demselben einließ.

Schwierigkeiten hat freilich das neue Reich nicht bloß in kirchlicher Hinsicht gehabt, sondern auch sonst hat es im Inneren und Äußeren an ernstern Reibungen nicht gefehlt. Dennoch sind diese nicht mit der oft demütigenden und verlegenen Rolle zu vergleichen, welche die preußischen Könige anfangs unter den europäischen Mächten spielten. Vielmehr hat Deutschland wiederholt an der Spitze der Staaten gestanden — ich erinnere an die Ordnung der orientalischen Verhältnisse auf dem Berliner Kongreß und die Beiträge, welche unser Staatswesen zur Lösung der sozialen Frage, dieser allgemeinen Angelegenheit der europäischen Menschheit, geleistet hat. Allerdings fordert die Lage Deutschlands in der Mitte von Europa, gerade wie früher die der brandenburgischen Länder, von uns besondere Leistungen, um unsere Stellung zu behaupten. Die langen Friedensjahre, die hinter uns liegen, zeigen aber, daß unser Kaisertum die 1871 gegebene Verheißung erfüllt hat und ein Hort des Friedens geworden ist.

Es ist jedoch ein alter, gerade in der preußischen Geschichte oft bewährter Satz, daß ein Staatswesen durch die Mittel, durch die es gegründet ist, auch erhalten werden muß. Nun ist auch das deutsche Reich, obwohl es auf dem nationalen Bedürfnis beruht, doch erst durch Waffentüchtigkeit und kriegerische Erfolge gegründet und in die Erscheinung getreten. So werden wir auch die schwere Kriegsrüstung weiter tragen und es Gottes Führung anheimstellen müssen, ob gerade durch die auf das Äußerste getriebene Vorbereitung zum Kriege der Friede dauernd gewonnen oder nur der günstige Erfolg eines Kampfes gesichert wird. Doch nicht bloß kriegerische Tüchtigkeit, sondern auch fleißige friedliche Arbeit und ernste Gesinnung, die des göttlichen Waltens nicht vergißt, haben unser Volk zu der Höhe geführt, auf der es steht; also muß auch mit diesen Mitteln das Errungene bewahrt werden, und die unermüdeliche Arbeit und die schlichte Gottesfurcht des ersten Kaisers, sowie die eiserne Thatkraft, die patriotische Hingabe an den Staat und die unverbrüchliche Deutschlands Wohl gewidmete Treue des ersten Kanzlers des neuen Reiches möge daher für uns, wie für die kommenden Geschlechter ein Ansporn bleiben, so gesinnt zu sein und so zu handeln, wie es dem Vaterlande frommt. In solchem Sinne gedenken wir heute des Kaisers Wilhelms I., und in solchem Sinne wollen wir, so Gott will, am 1. April den 80. Geburtstag des Fürsten Bismarck feiern!

